

Mit san net von Batsia, Mit san net von Batsia, Beim luffigen Buzentopp...

Da Seb und sei Belber, Die luga so lahn, Und da wia schlagt die Bithern...

Das Uebertraumbuch.

Von Julius Stettenheim.

Unter den vielen Büchern, welche wenig oder nichts taugen, nehmen die Traumbücher einen der vornehmsten Plätze ein.

Um die Verschiedenheit des Traümens festzustellen, hat man sehr geistvolle Experimente ihre Pflicht thun lassen. Man gab z. B. einer sehr besessenen Baronin (einer echten, nicht etwa einer mit einem ererbten Titel geadelten) und einer Portiersfrau eine reichliche Portion Käse zum Abendessen und ließ Beide dann sofort schlafen gehen.

Wie zu erwarten war, blieb die Käsefahle nicht aus. Beide Frauen hatten, wie am folgenden Morgen festgestellt wurde, lüchlich geträumt. Aber wie verschieden! Die sehr besessene edle Baronin war an der Hand des Traumgottes von der Kaiserin an einen Baum geführt worden, in dessen Rinde sie ihren Namen mit einer Krone geschmückt eingeschrieben fand, ja, sie erkannte, so schwer dies war, die Handschrift ganz genau und wachte mit dem Ausruf: „Tristan, wie indistret!“ auf.

Die besessene Traumbücherin, ihr Traum, sie habe eine Käsehand verschluckt und diese wäre gewachsen und erwachsen, und es wäre daraus ein Mädchen geworden. Das sich ihr mit einem Dragoner, der ihr selbst Treue geschworen, auf die Brust geschlagen habe. Man schlug alsdann ein in Berlin erschienenen Traumbuch auf, welches, wie die Berleger mittheilen, in allen Buchhandlungen, wie bei jedem Buchbinder zu haben sei, und fand:

Käse, frisch essen: Glück und Gesundheit überliefenden: Bedeutet Krankheit oder längerer Siechthum.

Diese Deutung trifft ja bei dem Traum der Portiersfrau mehr oder weniger zu — man hatte beiden Frauen frischen Käse gegeben, und sie hatten auch, wie man erhofft, von solchem geträumt —, indem sich in dem Zusammentreffen des Mädchens mit dem Dragoner Glück und Gesundheit deutlich genug ausdrückten, so daß die Portiersfrau um so sicherer auf einen Familienjüngling als auf die Treue rechnen können, aber für die Frau Batsias bezogenen Dragoners wird rönin war doch keine Deutung zu finden.

Es liegt dies daran, daß die alten Traumbücher nicht mehr zu gebrauchen sind und einem zeitlichen Bedürfnis abgeholfen wird, wenn endlich der Versuch gemacht wird, einen Traumbücher herbeizuschaffen, welcher es bewirkt, daß nun auch der und die Gebildete ruhig träumen dürfen, ohne befürchten zu müssen, nicht auch für ihre Träume die natürliche Deutung aufzutreiben zu können.

Der Autor des nunmehr vorliegenden Traumbüchchens hat in einer milden Lenignad meinende gebildete Schläfer und Schläferinnen im Traume gesehen, und er hat diesen Traum dahin gedeutet, daß sie beklagten, über das, was sie träumten, im Dunkel gelassen zu werden. Gleich nach dem Erwachen nahm er sich vor, die vorhabende Lücke nach Kräften auszufüllen. Er deutet wie folgt:

Eine Waise sehen, heißt für eine junge Dame: Nehmen Sie Ihre Taille in Acht, sie ist leicht ruiniert.

Wenn man Guken nach Athen zu tragen träumt: Wenn Sie heute Ihre Angebetete besuchen, so werden schon einige Herren dort sein.

Einen Eisenhammer arbeiten hören, bedeutet: Eine Ihnen bekannte verheiratete Dame hat einen Gatten, der seinen Spah verleiht. Wollen Sie ihr also den Hof machen, so thun Sie es mit aller Vorsicht.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee, im Traum sehen, warnt den Träumer, große Sprünge zu machen, weil sich die Freunde, die man übertreibt, leicht in einen Weindruck verwandeln könnten.

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 2. Aug. 1901

Jahrgang 21 No. 48

einem Tyrannen geschlichen ist, so kann man sicher sein, daß man seine Schwester an einem der nächsten Tage unter die Haube bringen wird.

Der Reporter der Balladen.

Von Julius Stettenheim.

Ein neuer Sport. Der von einer bekannten Hofdame, Fräulein Kunigund, eingeführte Sport, vom hohen Balkon des Löwengartens einen Handschuh zwischen die grünen Klagen fallen und ihn dann von irgend einem Ritter aufheben zu lassen, hat vor einigen Tagen eine ziemlich lächerliche Scene verursacht und damit hoffentlich sein Ende erreicht.

Das Opfer seiner Habgier wurde gestern ein Edelknappe Sr. Majestät. Der König liebt es bekanntlich, die oft traurige Lage seiner Dienerschaft dadurch zu verbessern, daß er ein sogenanntes Bedertauchen veranstaltet. Dasselbe besteht darin, daß der König einen goldenen Becher an einer tiefen Stelle ins Meer wirft und ihn dann von einem seiner Diener herausholen läßt, dessen Eigentum dann der Becher wird.

Das leidige Schnellreiten, über das wir an dieser Stelle bereits so oft geklagt haben, ist trotzdem nicht unterblieben. So ungerne wir in öffentlichen Fragen, namentlich des Verkehrs, die Polizei anrufen, so wäre es doch gerade in dem Uebelsfalle, um den es sich hier handelt, angebracht, wenn die Sicherheitsbehörde einmal demselben näher trete, um schwerer Unheil in Zukunft zu verhüten. So sah man gestern bald nach dem Einzug der Truppen einen Dragoner mit einem Frauenzimmer aus bürgerlichem Kreise auf einem Reppen beratt durch die Straßen galoppieren, daß Ries und Funken stoben und nur wie durch ein Wunder schweres Unglück unterblieben ist. Es muß als ein glücklicher Zufall bezeichnet werden, daß während dieses verwegenen Schnellreitens der Mond sehr hell schien und die Bräiden so dornieren, daß die des Weges Kommenden, rechtzeitig gewarnt, schnell auszuweichen vermochten. Ganz abgesehen von der Ungehörigkeit, daß ein Mädchen und noch dazu ein Liebespaar in der gefährlichen Weise nach eingetretener Dunkelheit durch die Stadt reitet, ist es doch mindestens unstatthaft, Straßen, welche keineswegs menschenleer sind, zu einer Art Wettrennen zu mißbrauchen, und es bedarf hoffentlich nur dieses Hinweises, daß verglichen für nicht unterbleibt. Es könnte doch einmal den schwebenden Reitern übel bekommen.

Der kommende Mann. So wurde auf Sestos Felsenburgen am Ufer des Hellespont ein Jäger Namens Leander genant, der täglichlich von Abodos Küste zu der schön wie Hebe blühenden Hero mit starkem Arm die Boae steuerte, um erst am nächsten Morgen wieder heimzuschwimmen.

Liebesabenteuern nicht auszuweichen, sondern sie im Gegentheil eifrigst aufzujagen pflegen. Ernste Bejorgniß löst der Zustand des Königs Dionys ein, nachdem er mit snapper Noth dem Dolche im Gewande Möros entgangen ist.

Die Agerie fürchten das Schlimmste. Ueber die Theuerung des Gagellenfleisches klagen die Blätter der Agerie jetzt mehr als jemals, und nun stellt es sich plötzlich heraus, daß diese Theuerung lediglich eine Folge der Ausschreitungen der Agerier darstellt. Es steht nämlich fest, daß die Agerier, anstatt sich ausschließlich der Landwirtschaft zu widmen, das Lämmlein zu hüten, die Heerde zu locken und der Blümlein zu warten, auf die Gagellenjagd gehen, weil ihnen ein Gagellenbraten willkommen ist als die alltägliche Volksnahrung, die ihnen die Landwirtschaft in Menge und besser Qualität liefert.

Das Fluchen mancher Sänger ist leider eine üble Gewohnheit geworden und gehört längst nicht mehr zu den Seltenheiten, obgleich es eine solche doch namentlich bei Künstlern hätte sein und bleiben sollen. Ohne Zweifel haben die vielen Sängerkriege eine gewisse Verrohung eintreten lassen, wie dies nach Kriegen überhaupt oft beobachtet und bedauert worden ist. Ein ganz besonders fertiger Fluidvirtuose aber scheint ein Sängerkrieger geworden zu sein, welcher vor einiger Zeit mit seinem Sohne die Ehre hatte, vor unserem allernächsten König einige Lieder vortragen zu dürfen. Dabei ereignete sich ein Unfall, der bisher noch nicht aufgeklärt worden ist: der König erhob sich gegen Ende des Konzertes von seinem Thron, wobei sein Schwert aus der Scheide flog und den jüngeren Sänger tödlich verlegte. Ueber bevor noch der König sein Bedauern auszudrücken und sich bereit zu erklären vermochte, den angerichteten Schaden in seiner bekannten generösen Art auszubessern, hatte der Alte seinen Sohn schon auf das Pferd geladen und mit ihm das Schloß verlassen. Vor dem Thore aber hielt er, erschaltete seine Harse an einer Marmorssäule — was hatte ihm die Marmorssäule gethan? — und nun begann er zu fluchen, wie solches Fluchen gehört zu haben sich die ältesten Ritter und Hofdamen nicht zu erinnern vermochten. Der König befahl, den Senior des Liebeslieders sich ungestört ausfluchen zu lassen und ihn nicht zu verhaften, aber seine Milde ist schlecht belohnt worden. In einigen Musikzeitungen wird sogar darauf hingedeutet, daß die Unzufriedenheit des Schloßes, auf die wir schon lange als gefährlich für die Bewohner aufmerksam gemacht, eine Folge des stattgehabten Fluchens sei, eine Behauptung, die eines gewissen tomischen Weisheitsmaß nicht entbehrt. Wenn Schöpfer das Fluchen vermögen, dann wäre es schon längst weder Opernhäuser noch Konzerthallen, immerhin möchten wir die Gesangskünstler und auch die Sängerringen darauf aufmerksam machen, daß das Fluchen gerade in ihrem Munde ganz besonders ungebührlich zu werden pflegt.

Weibliche Detektives.

Vor einiger Zeit suchte in der New Yorker Gesellschaft eine Dame auf, die durch Schönheit und Eleganz Aufsehen erregte. Sie wurde als ein Fräulein Willoughby eingeführt, und es hieß, sie käme aus New Orleans. Mancher junge Mann schaute voll Bewunderung auf sie, denn sie hatte ein reizendes Antlitz und entwickelte viel Geist in ihrer Unterhaltung. So plötzlich, wie sie gekommen, verschwand sie wieder. Die Frage, wo sie geblieben, wurde daheim beantwortet: sie sei nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Einer der Herren wollte ihre Adresse wissen. Eine Entschuldigung war bald gefunden — man sprach von schlechtem Gedächtnis, einer verlegten Karte — genug — das war auch eine Antwort. Heute weiß man, daß Frä. Willoughby Niemand Anderes als Frä. Welle Stewart, die

New Yorker Detektivin — eine Angestellte Captain William L. Sayer's war. Ein Diamantenhandschuh war aus einem eleganten Hause gestohlen worden. Man wußte nicht, waren es ein Gast oder ein Diener gewesen, der es entwendet hatte. Frä. Stewart's Aufgabe war es, dies auszufinden, und es gelang ihr; der junge Mann, der sich so eingehend nach ihr erkundigt hatte, war der Dieb. Er retourmirte die Juwelen, so war eine Verfolgung unnötig.

Rehliche Detektivinnen giebt es fast 500 in der Stadt New York und sie haben viel zu thun. Heute sind sie vielleich in einer Spelunte, morgen im Ballsaal. Schlaubert ist das Hauptverderbniß ihres Berufes. Alle großen Geschäfte New Yorks haben zwei oder drei solcher Beobachterinnen. Kürzlich beschaltete eine Dame in einem eleganten Rainy Day-Skirt und modernem Etou Jaget kostbare Spitzen an einem Labendische. Sie trug einen sehr feinen Hut, dem man die Herkunft aus Paris ansah. Es war regnerisch, und so trug sie einen besessenen Regenschirm in der Hand, dessen Griff aus reinem Silber war und ihre Initialen zeigte. Die eine Hand umschloß feinfies Leder, die andere war unbedeckt. Die zarten, gepflegten Finger zeigten zahlreiche Ringe mit kostbaren Steinen. Die feine gekleidete Dame prüfte die Spitzen mit kritischem Blick. Oft hielt sie drei oder vier Stücke in der Hand. Die Verkäuferin achtete nicht viel auf sie. Plötzlich trat eine Dame in langem Wittensfleiter an ihre Seite, berührte sie leicht an der Schulter und sagte: „Entschuldigen Sie! Wöchten Sie nicht so liebenswürdig sein, einmal nach der Office zu kommen?“ Die Andere richtete sich mit geröthetem Gesicht auf: „Was meinen Sie?“ Die Dame mit dem Schleier erwiderte ruhig: „Bitte, kommen Sie nach der Office und vermeiden Sie jegliche Scene!“

Die elegante Dame war eine Labendiebin und die Frau mit dem Schleier eine Haus-Detektivin. Ohne ein weiteres Wort ging man nach der Office, wo der Geschäftsführer sie schon erwartete und sagte, daß der Polizeiwagen in wenigen Minuten da sein werde. Die Diebin erlebichte, ergriß eine Scheere und machte einen plumpen Versuch, sich den Hals zu durchschneiden. Schnell war ihr das Instrument genommen. Der Manager öffnete ihren Schirm — ein halbes Dutzend Stücke Spitzen stießen demselben. „Ich überlebe die Schande nicht“, rief die Diebin. „Was wird mein Mann sagen?“ In diesem Augenblick wurde der Polizeiwagen gemeldet. Die Frau fiel fast in Ohnmacht. Der Manager sagte: „Madame, es liegt nicht in unserem Interesse, Sie zu verhaften. Wollen Sie versprechen, vergleichen nie wieder zu thun und ein Bekenntniß unterzeichnen? Die Dame erklärte sich sogleich bereit. Das Bekenntniß wurde abgefaßt; die Firma war vor einem Schadenersatz-Proceß geschützt. Die Frau eilte, so schnell sie konnte, heim. Sie war keine Gewohnheitsdiebin, litt vielleich an Kleptomanie, wie man es nennt. Der ungerächte Wunisch, etwas für Nichts zu besitzen, trieb sie zum Verbrechen. Es giebt vielleich 50 Prozent Labendiebinen dieser Sorte, 40 Prozent sind professionelle Uebelschäterinnen sich aus den Angestellten der Geschäfte.

Was bei der Schulvisitation einer kleinen Stadt in Sachsen passirte.

In einer kleinen Stadt der Provinz Sachsen hatte die Volksschule, an der außer den Lehrern auch eine Lehrerin unterrichtet, unlangst Schulvisitation; die dabei beobachteten Vorgänge dienen den Kindern geraume Zeit als willkommener Stoff für das „Schulspiel“. Bei einer solchen Gelegenheit, wo die „Schule“ auf den Treppentritten eines Wohnhauses abgehalten wurde, konnte man durch die geöffneten Fenster folgendes hören: Die Kinder vertheilen die Rollen unter sich, Schultath, Superintendent (als Schulinpector), Lehrer; schließlich heißt es: „Ann Du bist's Freilein — Du mußt immer noch roth wär'n, wenn der Supperrent rinktmm!“

Welche Anforderungen im dreißigjährigen Krieg die Einquartierung stellte.

Die Halbmonatsschrift „Niederlagen“ erzählt folgendes Stücklein aus böser Zeit: Im Jahre 1628 stellte ein überreichlicher Cornet, welcher in der Stadt Schleswig einquartirt war, folgende Anforderungen für sich und seine Bedienten:

„Was mir mein Wirdt täglichen verschaffen soll: alte Heunen, Bisch zur Kottur genug, Eber, Rindfleisch, Hammelfleisch oder Schaffleisch so viel von Nötten, holländischen Rees und Butter so viel man braucht, Radef-

lein, Stodkisch und Haring, Bradt-wurk und sonsten Schweinefleisch. Zuder, Mandeln und Rosinen zum Confect wie gebräuchlich. Alle Tage sechs Maß Wein, Gewürz genug, Baumöl und Essig so viel von Nötten. Den Rest Wein, so mir hinderstellig ausbleibt, wein er mir niemals keinen Wein aufgetragen, 14 Tage, belauft sich dafür täglich 2 Rthlr. Solches Alles zur Unterhalt nicht sampt meinem Gehndt, wein er allzeit vorgeben, er wiß nit, was ich von Nötten habe. H. von Hallsheim, Cornet.“

Die letzten Augenblicke im Leben Napoleons des Ersten.

Der ehemalige englische Ministerpräsident Lord Rosebery, schreibt in seinem kürzlich erschienenen Buch „Napoleon der Erste am Schluß seines Lebens“ folgendes über dessen Tod: Napoleon des Ersten Tod trat ganz plötzlich ein, wie man aus dem dürftigen Bericht Arnott's herausliest. . . . Arnot hatte offenbar von dem gefährlichen Zustande seines Patienten gar keine Ahnung. Obwohl er am 1. April, d. h. 35 Tage vor dem Tode Napoleons gerufen wurde, hatte er damals und noch für einige Zeit später keine Erkenntniß für die Gefährlichkeit der Krankheit; erst am 27. oder 28. April, d. i. etwa eine Woche vor dem Tode, ging dem Manne ein Licht auf, daß die Krankheit eine tödtliche sei.

In den letzten 9 Tagen seines Lebens lag Napoleon fast fortwährend in Fieberdelirien. Am Morgen des 5. Mai stieß er einige unzusammenhängende Worte aus. Moutholon glaubte die folgenden als bestimmt benommen zu verzeichnen zu können: „Frankreich . . . in Waffen . . . Spitze der Arme. . .“

Als diese Worte von dem Sterbenden Lippen flossen, sprang er aus dem Bette und zerkte Moutholon, der sich bemühte, Widerstand zu leisten, zu Boden . . . Unter großen Schwierigkeiten wurde er von Moutholon und Archaebault in's Bett zurückgebracht, in welchem er nun still liegen blieb bis gegen 6 Uhr Abends, als er seinen letzten Seufzer that.

Draußen tobte ein fürchterlicher Sturm, welcher an den Baracken der Soldaten rüttelte und schüttelte, als gäbe es ein Erdbeben. Bäume, welche der Kaiser gepflanzt hatte, wurden ausgeriffen, die Weide, in deren Schatten er zu sitzen liebte, wurde entwurzelzt — in der Stube war indeß der kette Marchand damit beschäftigt, über die Leiche den Mantel zu beden, den der Kaiser bei Manreago getragen hatte.“

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit eines großen Astronomen.

In dem Augenblick, wo das Postschiff Gauß sich ansiedet, unter Führung des Professors Drngakali seine große Expedition anzutreten, dürfte eine Erinnerung aus dem Jugendleben des großen Astronomen Friedrich Gauß von Interesse sein. Man erzählt sich in Braunschweig, daß der hochgebildete Knabe es liebte, in den Schloßgärten zu gehen, wo er ungestört sich der Lectüre hingeben konnte. Dort fand ihn eines Tages die Gemahlin des regierenden Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die, als sie einen Blick in das Buch des Knaben gethan, auf's höchste über dessen schwierigen wissenschaftlichen Inhalt erstaunt war. Sie unterzog daher den kleinen Leser einem kurzen Examen, und als sie fand, daß der Knabe das, was er las, auch wirklich verstand, fragte sie ihn nach seinem Namen und sagte für ihn ein großes Interesse. Sie machte auch ihren Gemahl auf das Kind aufmerksam, und so kam es, daß der Herzog Gauß zu sprechen wünschte. Er fandte einen Diener zum alten Gauß, um den jungen Wissenschaftler holen zu lassen. Nun aber hatte dieser einen Bruder, und der Zufall fügte es, daß gerade dieser Junge, der teineswegs wissenschaftlich veranlagt war, sondern sich in Haus, Feld und Garten nützlich machte und daher des Vaters Lieblingskind war, dem Diener in die Hände fiel. In der Meinung, des Herzogs Befehl gete ihm, fing er an zu weinen und erklärte, er werde gewiß nicht in's Schloß kommen. Der Diener fragte ihn, ob er denn nicht im Schloßgarten gewesen und dort von der Herzogin angesprochen sei, und da der blöde Junge nun erst recht Unheil witterte, stieß er heraus, daß sei nicht er, sondern sein Bruder, der Taugenichts Friedrich gewesen, der, statt was Ordenliches zu thun, überall mit seinen Büchern herumginge. So wurde denn nun Friedrich zum Herzog geschickt, und das hatte auf seinen Lebensgang den entscheidenden Einfluß, daß der Herzog ihm nun seine weitere Ausbildung ermöglichte, durch die er zur Fierde der Wissenschaft wurde. Jener Bruder aber bildete sich stet und fest ein, sein Bruder sei nur durch den Versuch im Schloße ein berühmter Mann geworden. Als Friedrich der hochgebildete Göttinger Gelehrte war, der Bruder es aber nicht weiter gebracht hatte als bis zum Todtencaffenboten in seiner Vaterstadt, pflagte der Wiederkehr zum Erzählen der Braunschweiger zu sagen: „Ja, wenn es das gewußt hätte, denn wäre es jegund de grote Mann, aberst ed woll nicht hen nach'n Stoffe.“

Ein Mensch, der sich mit Sorgen quält, Trägt Blei mit sich herum; Doch der, dem's an Humor nicht fehlt, Ruht Aluminum.